



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 35.

Wiesbaden, den 30. Mai 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Die Alten“, von Dr. W. Stefel. — „Bis auf den letzten Mann“, Erzählung von A. Stark. — „Botes wissender Warner“, von M. Merl-Buchberg. — „Ideale“, von Marie Holzer. — „Ein Erlebnis“, von Erich Schläpfer. — „Schicksal“, Skizze von G. Prohn. — „Wilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Ecke“.

Zum Geleite:

Die Systeme der Philosophen sind wie die Sternbilder am Himmel und die Benennungen, die man ihnen gibt. Die Grundfakten des Bewusstseins sind die Fixsterne, nach denen, als den gegebenen Punkten, jeder die Linien zu einer beliebigen Figur zieht, die er dann benennt nach dem, was ihm individuell das Bedeutendste scheint. Grillparzer.

Die Alten.

Von Wilhelm Stefel.

Alte Dinge, die wir lange nicht mehr beachtet haben, kommen jetzt wieder zu Ehren. In einem Krankenzimmer wird eine Uhr benötigt. Die Schwestern sollen den Puls zählen und haben keine Uhr. Ich krame in meinen Läden, wo ich eine alte Uhr aufgehoben weiß. Richtig! Da liegt sie, und ein kleiner Schlüssel ist sorgsam angebunden. Die Uhr meiner Schulzeit, die ich noch täglich mit dem kleinen Schlüsselchen aufziehen mußte. Ist es nicht sonderbar? Sie zeigt sechs Uhr. Es ist gerade die Zeit, welche meine Taschenuhr meldet. Eine Sekunde lang lebe ich in der Täuschung, daß die Uhr geht und die ganze Zeit gegangen ist. Ich lege sie prüfend an mein Ohr, obgleich ich bestimmt weiß, daß es ein Unsinn ist, daß sie nicht gehen kann, daß sie kein guter Hausgeist täglich aufgezogen hat. Nein, sie ist tot und rührt sich nicht. Einmal im Tage zeigt auch eine tote Uhr die richtige Zeit. Für jede kommt die Stunde, die ihre Stunde ist. Sie hatte so viele Jahre wacker gearbeitet und blieb plötzlich um sechs Uhr stehen. Und immer ruft sie ihren Schmerz aus, als wollte sie sagen: Das war meine Todesstunde, und noch immer bin ich einmal im Tage eine richtige Uhr, welche die richtige Zeit weist. Langsam ziehe ich sie auf. Der verstaubte Schlüssel dreht knarrend das kleine Werk auf, die Räder setzen sich in Bewegung, und der flinke Sekundenzeiger beginnt seinen unermüdlichen Lauf: „Stehst du,“ spreche ich zu ihr in Gedanken, „auch deine Zeit ist wieder gekommen. Du bist viele, viele Jahre unbeachtet in einer dunklen Ecke neben anderem Kram gelegen, den man gerade gut genug findet, um ihn nicht fortzuwerfen. Du warst nur scheinbar tot. Jetzt wirst du wieder von Hand zu Hand wandern, du wirst wieder Pulse zählen, die Zahl der Atemzüge festhalten, du wirst wieder Dienste leisten! Und was für wichtige Dienste! Wie oft hast du mir gemeldet, es wäre Zeit, mit der Arbeit aufzuhören, hast mich zum Vergnügen und vom Vergnügen gejagt, hast mich

ermahnt und gewarnt, ermuntert und beruhigt. Jetzt wirst du auf ängstliche Herzen horchen, die vom Fieber gejagt werden, wirst mit schnellendem Pulse um die Wette jagen, wirst mit Freuden bemerken, daß es besser geht. Du wirst wieder aufgenommen in die große Gemeinde der Wirkenden und Lebenden.“

Ich stecke sie in die Tasche und mir ist, als hörte ich die neue Uhr mit der alten reden. Eine sonderbare Zwiesprache. Was die Wiedererwachte nicht alles wissen will! Meine neue Uhr hüllt sich fester in ihren Goldmantel und scheint verächtlich auf die alte, zerdrückte und verbogene Silberuhr herabzusehen. Nicht einmal einen doppelten Edel hat sie . . . Und will jetzt mit mir um die Wette schlagen und bildet sich ein, ihrem Herrn lange dienen zu können . . . Aber die alte Uhr läßt sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Sie schlägt so laut und so sicher, daß die neue doch nachdenklich wird und zu philosophieren ansetzt.

Ich horchte auf beide, und allmählich ist es mir, als entrollte sich vor mir das ganze merkwürdige Bild, das unsere Zeit bietet. Ich sehe die großen Heerschaaren der Alten, die vom grausamen Leben beiseite geschoben wurden und die jetzt mit festem, wüchsigem Tritt ihren Platz wieder verlangen und erhalten. Der Krieg wertet alle Werte um. Was ist alt, und was ist jung? Nicht die Jahre machen es, sondern die Leistung. Trotzdem drängt die Jugend immer nach und schiebt die Alten beiseite. Platz da! Wir wollen auch an die Reihe kommen. Und mancher Alte, der sich noch im Besitze der unerschöpflichen Vollkraft befindet, geht freiwillig zur Seite, um den Jungen nicht den Platz wegzunehmen.

Jetzt ist die Zeit der Alten gekommen. Der Krieg entführt die Jugend auf die Schlachtfelder, wo sich das Schicksal der Welt entscheidet. Es ist Mangel an Arbeitskräften.

Und nun kommen sie alle aus den Winkeln und melden sich und stellen sich wieder der Arbeit zur Verfügung. Sie sind ja gar nicht alt. Alt ist nur der Feigling, der sich selbst aufgibt und wähnt, seine Zeit wäre vorüber. Unsere richtigen Alten haben das nie geglaubt. Murrend sahen sie die vielen Torheiten der Jungen und dachten im Innern: Das könnte ich noch immer besser machen. Sie bewahrten sich ihr Stück Jugend. Und siehe da! Jetzt kommen sie aus ihrer Schmollecke und gehen wieder an ihre alte, liebgeordnete Arbeit. Sie werden wieder jung. Denn nur die Arbeit erhält uns jung, und alt werden wir nur, wenn wir zu arbeiten aufhören. Man sieht die Wunder, von denen uns medizinische Bücher erzählen. Da lesen wir, daß Greise wieder schwarze Haare und neue Zähne bekamen, daß sie nach hundert Jahren noch heiraten und Kinder zeugen konnten. Das alles sind keine Märchen, sondern beglaubigte Tatsachen . . .

Wie hat sich alles im Kriege geändert! Früher sah man bei einem Bewerber darauf, daß er jung und leistungsfähig sei. Heute steigt das Alter im Preise. Der Alte kann nicht mehr einberufen werden. Das ist sein Stolz und auch sein Schmerz. Denn so mancher möchte noch hinaus in das Feld und möchte seine letzten Kräfte dem Vaterlande weihen. Nun kommen sie in den Bureaugang und in der Verwaltung wieder zu Ehren, die Pensionisten. Nun merkt man erst, wie viel ungebrauchte Kraft in ihnen steckt und welche schreckliche Verschwendung der Staat mit seinen besten Kräften treibt.

Denken wir nur an das eine Beispiel, das uns wie ein Märchen anmutet, an Hindenburg. Lebt da irgend in einer kleinen Stadt ein Mann, der sich in Friedenszeiten sehr gut bewährt hat. Er mußte gehen, um anderen Platz zu machen. Wie oft mag dieser Mann gewünscht haben, seine Kräfte an einem großen Gegner zu messen, seinem Vaterland etwas zu leisten und nicht aus dem Leben zu scheiden, ehe es ihm vergönnt war, zu zeigen, was er kann? Wie viele Napoleons mögen schon in Friedenszeiten als harmlose Pensionisten gestorben sein! Zu einem Napoleon gehört nicht nur das Genie, sondern die Möglichkeit, das Genie zu beweisen und sich betätigen zu können. Glück ist eigentlich die Möglichkeit, seine Fähigkeiten auszubilden zu können. Glück ist das Zusammenwirken von Raum, Zeit und Begabung.

Nun kommt der Krieg, und das scharfe Auge des obersten Kriegsherrn blickt nach dem einen Alten, der schon abseits von dem ganzen Treiben stand und dessen unerschöpfliche Energie sich im Spiel der Gedanken zerstreuen mußte, nach — Hindenburg. Ein Pensionist! Nicht auszudenken der Gedanke! Wie leicht hätte ein anderer gewählt werden können, und Hindenburg wäre der ganzen Welt ein unbekannter Name. Er hätte gerade zu dieser Zeit krank sein können, und ein anderer hätte seine Kriege geführt. Nun steht er aber da, wie ein Mensch aus Eisen, und alles lächelt, wenn man ihn alt nennt. Der und alt! Blicke aus seinem gefurchten Antlitz nicht etwas Metallenes, daß durchbohrende Augen jemals alt werden? Ist dies Gesicht nicht ein Symbol der deutschen Kraft geworden, wie es bisher das prachtvolle Gesicht eines Bismarck gewesen? . . .

Nein! Die Alten können wirklich stolz sein. Sie haben ihren stärksten Trumpf ausgespielt und bewiesen, daß Alter und Jugend nur Begriffe sind, die sich der Realität nicht anpassen lassen. Die alte Wahrheit erweist sich aufs neue: Es gibt kein Alter, das man mit Jahren messen kann. Alter ist kein Zeitbegriff. Alter ist eine Qualität.

Der französische Forscher Brown-Sequard kam eines Tages auf die Idee, sich durch Stoffe von gewissen Tieren eine neue Jugend zu verschaffen und begründete so die Organotherapie, die seit damals einen unerhörten Aufschwung genommen hat. Er behauptete, er könne wieder lieben und arbeiten, und rühmte sein Mittel als unfehlbar. Jetzt weiß ich, daß der Erfolg auf die Begeisterung der Entdeckung, auf die neue Idee, auf das neue Schaffen zurückzuführen ist. Er begeisterte sich für die Organotherapie, und diese Begeisterung machte ihn wieder jung. Wie hat uns der Krieg von unserer Fähigkeit, uns zu begeistern, überzeugt! Wir schalten unsere Zeit arm an Idealen und kalt,

unfähig, große Ideen und große Ziele zu erfassen. Egoistisch nannte man die Menschen, und die ganze Menschheit trug ein Greisenantlitz, mit tausend welken Runzeln. Nun lernen wir, daß Ruhe nicht immer Lähmung, sondern auch ein Vorbereiten und Zusammensaffen der Kräfte ist. Die Menschheit zeigte sich wieder in einem Grade begeistert, wie man es vorher nicht erlebt hatte. Wie äußert sich die Begeisterung? Sie wirkt seelisch und physisch. Der Begeisterte wird empfindungslos. Er kann gestochen oder geschnitten werden, er kann sich selbst verletzen und merkt nichts davon. Das erklärt uns, wieso es kommt, daß viele Verwundete erzählen, daß sie gar nicht bemerkt, daß sie verwundet seien. Erst eine physische Störung oder die Blutung, nicht der Schmerz, habe sie auf die Verletzung aufmerksam gemacht. Andererseits bewirkt die Begeisterung eine Steigerung des ganzen Stoffwechsels. Alte Leute, die sich begeistern, werden in der Tat wieder jung. Im Alter tritt eine Reduktion des Stoffwechsels ein. Die ganze Maschine arbeitet langsamer. Der Chemismus ist langsamer, das Herz arbeitet stiller, der Kräfteverbrauch ist ein geringerer. Deshalb brauchen alte Leute weniger Nahrung und weniger Schlaf. Ja — aber wenn die Begeisterung sie ergreift, dann schnellen die Pulse in die Höhe, dann arbeitet die ganze Maschine in einem anderen Tempo. Dann sind sie auch physisch jung und können auch so viel leisten wie die Jungen.

Militärschriftsteller, die über die Kriege der Zukunft geschrieben haben, verlangten, man möge nur die Jugend verwenden und das Alter hinter der Front zu Stappendienst verwenden. Landsturm und Landwehr haben diese Theoretiker eines Besseren belehrt. Der Krieg ist nicht mehr ein Krieg der Jungen. Er ist ein Krieg der ganzen Nation, in dem die Alten sich zum mindesten ebenso bewähren wie die Jungen. Vielleicht macht eben diese wunderbare Mischung aus jung und alt die unwiderstehliche Kraft der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere aus.

So redeten die Uhren miteinander. Es muß lange gedauert haben, denn erst am nächsten Tag blicke ich auf meine alte Zylinderuhr. Siehe da! Um fünf Minuten ist sie der anderen vorausgelaufen. „O du unverbesserlicher Brausekopf! Warst du früher nicht immer so stürmisch und ließt allen Ereignissen voraus. Jetzt, nach so vielen Jahren, und noch immer der alte Fehler?“

„Tid, tak,“ schlägt die Uhr zur Antwort. „Hast du dich selbst geändert? Bist du etwa stiller geworden? Brauß es in dir nicht ebenso stark, wie in der Zeit, da ich dir die Stunden der Arbeit und der Lust gewiesen habe? Ist dir die Arbeit nicht immer noch eine Lust und die Lust der anderen eine Arbeit? Wie der Herr, so die Uhr . . .“

Und was sie weiter erzählt, das kann ich nicht mehr berichten. Es wäre eher eine Beichte als ein Bericht. Ich fand es für geraten, die Uhr ihrer Bestimmung zuzuführen. Wenn sie den Kranken den Tag um fünf Minuten kürzer macht, wem wird es schaden? Die Zeit ist unendlich und unmeßbar, lebt vielleicht nur in unserer Einbildung. Vielleicht hat meine alte Uhr die richtige Zeit und läßt sich nicht von der neuen Uhr eine neue Zeit vormachen. Vielleicht eilt sie nur stürmischer der neuen Zeit entgegen, die wir alle — Junge und Alte — voller Sehnsucht erwarten.



Bis auf den letzten Mann.

Erzählung von Adolf Stark.

„Eines verstehe ich nicht,“ sagte Schwester Berta und ließ für einen Augenblick die stets fleißigen Hände in den Schoß sinken. „So vieles, so Gewaltiges habt ihr Männer da draußen erlebt, aber keiner erzählt etwas darüber. Ich habe da unlängst, als ich bei dem schwerverwundeten Leutnant Nachtwache hielt, in einem alten Zeitschriftenbände aus den Tagen des 70er Krieges geblättert. O Gott, was wußten damals die Krieger alles zu erzählen.“

Der Hauptmann drehte sich ein wenig zu der Sprecherin hinüber, langsam und vorsichtig, denn das von einem Schrapnell zerschmetterte Bein schmerzte höllisch bei jeder Bewegung.

„Erzählen, liebe Schwester? Was sollen wir erzählen? Gewiß, man erlebt viel und Großes, aber erzählen . . . ? Ich bin doch nicht gerade verlegen um Worte, ja, ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich vor dem Kriege mich schriftstellerisch versucht habe und nicht ganz ohne Erfolg; aber erzählen? Vielleicht später, nach Monaten oder Jahren. Heute ist mein Hirn ausgebrannt, wüst und leer, wie eine polnische Landschaft, über die der Kriegskurm hinweggebraut ist. Und so sehr ich auch nachdenke über die 8 Monate, die ich dranken im Felde zugebracht, mir will nichts einfallen, was des Schilderns wert wäre. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Es ist gerade so, als sprächen Sie zu einer Frau, einer braven, fleißigen, tüchtigen Hausfrau, die auf ein Jahrzehnt einer glücklichen Ehe zurückblickt: Erzählen! Glauben Sie, daß sie Ihnen viel wird erzählen können, schöne abgerundete Geschichten, wie sie die Schriftsteller erfinden, trotzdem ihr Leben voll war von Freud und Leid, von sorgenvollen Tagen und seligen Stunden? Das Tiefste und Schwerste fühlt man und trägt es mit sich als ewigen Besitz, aber man findet keine Worte dafür. Und wenn man sie findet, dann klingt das, was man sagt, so unbedeutend und fremd, daß man nicht versteht, wie das Wort, das ausgesprochene Wort, Dinge so verändern kann.“

Wenn ich zum Beispiel nachdenke über das, was ich erlebt habe, so verschwindet die Erinnerung an das Duzend Gefechte und Schlachten, die ich mitgemacht habe, und als größtes Ereignis meines Kriegsdaseins erscheint mir eine Nacht, eine sternentklare, stille, ruhige Nacht, in der kein Schuß fiel, in der kaum ein Laut die tiefe Stille unterbrach. Es geschah nichts, gar nichts in dieser Nacht und doch hat sie sich mir als größtes Erlebnis meines Lebens eingepreßt. Ich will versuchen, in Worten zu schildern, was sich freilich meinem Empfinden nach sehr matt und schal ausnehmen wird. Aber sie sollen wenigstens meinen guten Willen sehen, liebe Schwester.

Auf dem Rückzug war es, auf unserem ersten Rückzug, wenige Wochen nach Kriegsbeginn; heute wissen wir alle, daß ein Zurückweichen oft eine ebenso geniale Tat sein kann, als ein Vormarsch. Auch in diesem Punkt hat der gegenwärtige Krieg die alten Werte umgewertet. Damals freilich waren wir noch ganz in den historischen Anschauungen befangen, daß Vormarsch Sieg und Rückzug Niederlage sein, und da der Feldmarschall es nicht für nötig gehalten hatte, uns subalterne Offiziere in seine strategischen Pläne einzuweisen, war unsere Stimmung nicht die beste, um so mehr, da die günstige Gefechtslage unseres Regiments den Befehl zum Rückzug ganz unverständlich machte. Die Mißstimmung hatte auch die Mannschaft ergriffen; meine braven Jungen, die singend und lachend gegen die Maschinengewehre des Feindes angestürmt waren, marschierten verdrossen und schweigend die Straße zurück, die wir vor wenigen Tagen in umgekehrter Richtung passiert hatten.

So ging es rückwärts, Stunde um Stunde. Wir waren die ersten gemessen beim Vormarsch und hatten uns nicht wenig darauf zugute getan. Jetzt, beim Rückzug, waren wir die letzten und dem Feinde immer noch am nächsten; aber es fehlte der Jubel und die Kampfeslust, oder sie traten doch nicht in Erscheinung. Es war auch keine Gelegenheit, sie zu betätigen, denn der Feind folgte uns nicht, wenigstens nicht in Schweite.

Der Abend war allmählich herabgesunken, ein stiller, warmer, ruhiger Sommerabend. Die Sterne glänzten am Himmel in jenem fast überirdischen Glanz, den wir auch bei uns daheim in klaren Sommernächten so bewundern. Trotzdem kein Mond am Himmel stand und die Sonne längst untergegangen war, wurde es doch nicht vollständig dunkel. Ein ungewisses Licht, das herkam, man wußte nicht woher, ließ die Gegenstände und Personen der Umgebung erkennen, aber nicht klar und deutlich, wie bei Tageslicht, sondern unsicher, verschwommen, wie durch einen Zauberschleier hindurch, der nicht nur die Form halb verbüllt, sondern auch verändert und verzerrt, daß uns alles fremd und gespenstisch anmutet. So wenig die Lage dazu angetan war, träumerische oder phantastische Stimmungen zu erwecken, konnte ich mich doch diesem Zauber der Sommernacht nicht ganz entziehen.

Wir haben einen kleinen, hochgelegenen Wald passiert. Jetzt liegt er hinter uns, dunkel und dräuend, wie eine riesige, unheilvolle, gewitterschwangere Wolke. Vor uns aber, weit übersehbar und doch ins Dunkel verschwimmend, dehnt sich am Fuße des Berges die Ebene. Ein dumpfes Brausen dringt herauf, wie von ferner Meeresbrandung, und meine an die Finsternis gewöhnten Augen sehen oder glauben zu sehen — denn es kann wohl Sinnestäuschung gewesen sein, da man ja bei dem ungewissen Lichte der Nacht kaum etwas in der Tiefe unter-

scheiden kann — wie sich die Heeresäule als ungeheuere Riesenschlange die Straße entlang wälzt.

„Ganzes Bataillon halt!“ und: „Die Herren Offiziere!“ Im Lauffschritt — mein braver Gaul hatte längst das Zeitliche gesegnet und ich mußte gleich den meisten anderen Offizieren auf Schusters Rappen marschieren — eile ich zum Versammlungsort. Mit ruhiger Stimme, der man keine Spur von Erregung anmerkt, verliest der Major den eben erhaltenen Befehl: „Das Bataillon hat den Rückzug zu decken und die Stellung zu halten bis auf den letzten Mann.“ Alle hören es schweigend. Nur dem kleinen L., der erst vor vier Tagen Leutnant geworden ist, entschlüpft es: „Ein Todesurteil.“

Ruhig trifft der Major seine Anordnungen. Ein Zug muß hinein in den Wald, als Vorbüt.

„Wer von den Herren — —?“

„Ich,“ schreit der kleine L.

Und als fürchte er, jemand könnte ihm diesen gefährlichsten Posten streitig machen, eilt er davon. Auch wir wollen zu unserer Mannschaft. Der Major ruft uns zurück und reicht jedem von uns noch einmal die Hand. „Küßte ich mich oder sucht es wirklich um seinen Mund und werden ihm die Augen feucht? Ich muß mich wohl getäuscht haben. Denn im nächsten Augenblick klingt seine Stimme scharf und kalt, wie auf dem Exerzierplatz:

„Die Herren können abtreten!“

Die nächsten zwei, drei Stunden kamen wir nicht zum Nachdenken. Arbeit ist ein sicheres Mittel gegen schwarze Gedanken. Es galt, sich einzugraben, Schützengräben zu ziehen, Feldwachen aufzustellen. Dann aber war das getan und tiefe Stille senkte sich über die Höhe. Auch drunten in der Tiefe war es still geworden. Die Riesenschlange hatte sich fortgewälzt und uns zurückgelassen.

Wie mir zu Mute war, vermag ich nicht zu schildern. Nur das eine weiß ich: ich empfand keine Spur von Angst, ja nicht einmal von Aufregung. Eher war es Ungebuld und eine Art von Neugier, was mein Inneres erfüllte: „Warum bleibt der Feind solange aus?“ und: „wie wird es werden?“ Und aus dem Zuge der Gedanken tauchten immer wieder fünf Worte auf: „bis auf den letzten Mann.“

Der Major kam, die Stellungen insvizieren, ruhig und sicher, wie bei einem Manöver. Ich weiß, daß mir dieser Gedanke zugleich sonderbar und doch wieder selbstverständlich vorkam. Dann ging er ein Stück in den Wald hinein. Ich sah, wie er sich auf einen Baumstumpf setzte, etwas aus der Brusttasche zog und lächelte. Er war glücklich verheiratet und Vater zweier reizender kleiner Mädchen, die er anbetete.

Unser Arzt kam mit den Sanitätsleuten und traf seine Vorbereitungen. Auf eine der Feldtragen streckte ich mich aus und — schliefe ein! Jawohl, ich schliefe ein, fast sofort, und schlief ruhig, traumlos und tief die ganze Nacht. Dieser ruhige Schlaf scheint mir heute noch wie ein großes Wunder.

Als ich die Augen aufschlug, graute der Tag. Die Schützengräben sah ich, in denen unsere braven Jungen hockend schliefen, das Gewehr im Arm, bereit, falls der Ruf der Feldwachen das Kommen des Feindes melden würde, ihn blutig zu empfangen; den Wald sah ich, der im Tageslicht gar nicht fürchterlich ausfiel, sondern recht kümmerlich und schäbig mit seinen verküppelten Stämmchen, die unsere Leute zum Teil noch in der Nacht gefällt hatten, um Verhaue zu bilden. Dies alles sah ich und mir war weder wohl noch wehe zu Mute. Höchstens ärgerlich war ich, weil ich bemerkte, daß meine Zigarrentasche leer war.

Zwei Stunden später kam der Befehl, daß unser Bataillon abzurufen solle. Es hatte seine Aufgabe erfüllt. Der durch den unerwarteten Rückzug verblüffte Feind hatte wohl eine Falle vermutet oder war er vom Vortage noch zu sehr geschwächt, genug, er hatte nicht nachgedrängt. Unbehindert zogen wir ab und am Nachmittage stiegen wir wieder zu unserem Regiment.

Ich habe ein Duzend Gefechte und Schlachten mitgemacht, aber keine hat in mir eine so unauslöschliche Erinnerung zurückgelassen, als jene ruhige, stille Nacht, in der kein Gewehrschuss fiel, in der wir am Waldeßsaum lagen, um den Rückzug zu decken: „bis auf den letzten Mann.“



Wotes wissender Warner.

Von M. Merk-Buchberg.

Du steigst gegen das Hochkar empor. In der Kampfzone, wo die müden und doch so trutzigen Wettertannen stehen, rastest du, freust dich an der nickenden Gamsblume und an dem lichtfreundlichen Almruegi, und hältst Umschau

nach einem, der deinen Aufstieg schon lange mit lauten Aeußerungen sichtlichen Mißvergnügens begleitete. Noch immer hält sich der Grämlich verholzt, und nach wie vor dringt aus dem steil ansteigenden Altholzbestande ein forschend-heiseres Kro kro kro. Jetzt aber erwidert aus den Lärchen am Hochkar ein tiefes Kolk klo klong. Und da erscheint denn über den Wipfeln ein stattlicher Edelvogel von tiefer Rabenschwärze mit glänzendem Schiller, streicht nahe über deinem Anfsitz hin und läßt im Streichen ein lautes Krong rong der in langsamem Takte bewegten Schwingen vernehmen. Im Vorbeistreichen schätzt dein Auge den Vogel auf gut 1.10 bis 1.20 Meter Schwingenbreite. Am Kar verstärkt sich das Korch- und Klong-Duett, bis die Vögel in den Latschen verschweigen. Erhebst du dich aber und schreitest weiter, so geleitet dich auf eine gute Strecke Weges auch wieder das mißtrauisch-grämliche Lautgeben der beiden Großvögel. Denn alles im Berg sieht und weiß Wotes wissender Warner — — —

In der Bergwelt ist der Anfried gezogen. Angstvoll huscht der Pieper in sein Felsenest, die Alpendohlen lärmen und jachern um die Schroffen, und mit Aerger und Fluchen hat der Jäger auf dem Steig die Federn einer geschlagenen Auerhenne gefunden. Die Spöchte gücken und rufen, und der Jaunschnierz in seiner Wildnis klingelt und spektakelt mit den Meisen um die Wette. Auf dem aperen Band hoppelt ein jetzt schon braun verfärbter Schneehase. Da huscht ein starker Schatten um die Felsenase, rauschend stößt der Hühnerhabicht auf den Krummen, der eben noch Zeit fand, in die Latschen zu sitzen. Dem Fehlstoß folgt für den Räuber der Lüfte noch ein weiterer Aerger. Denn zornig forschend und Klongend hassen zwei Großvögel auf ihn herab und ruhen nicht, bis sie den frech-Gierigen aus dem Revier hinausgeteufelt haben. Gerade wie er ärgerlich über den Schlag hinter der Hütte hinstreicht, bricht drunten in den Stubben ein Schuß. Mit weitgebreiteten Schwingen gleitet, fällt, stürzt der Räuber dem Jäger gerade vor die Genagelten. Droben aber tönt unermülich ein triumphierendes Kroa kroa kro! Er wiederum hat den Argen entdeckt und Herrenrecht an dem Eindringling geübt, er, Wotes wissender Warner — — —

Der Adler, der König der Lüfte, hat sich wieder einmal in den Berg herein verstrichen. In kühnem Zuge überstreicht er das weite Revier, hier ein kümmerndes Stück und dort ein Stück fallwild mit dem unfehlbar scharfen Auge erspähend. Er bleibt nicht allein bei seinem Gejaid, der Beherrscher der Höhen. Klongend geleitet ihn und seinen Beutezug der Schwarze vom Hochkar. Vom Tische eines Großen zehrt mancher, das wissen alle; das weiß auch er, Wotes wissender Warner — — —

Der Gamskavalier hat in schlechem Gewand auf den Bartbock den Schuß angetragen. Aber der Schnauser halt und das dumme Herz, das vor solch stolz-edlem und kostbarem Wilde bis in den Hals hinein schlägt und hämmert! Dazu ist der brunnstende Bartgams hart, und mit dem Schusse ins Leben ist er doch noch hoch, hoch hinaufgestiegen in die Wand. Mit Mühe haben sie ihn selbdrift gesucht, mit Mühe haben sie ihn gefunden.

„Malafizjakra!“ schimpft der Jäger, „sind doch die Luder schon über ihn gekommen! Die Lichter sind ausgehaßt, und an den Dünnungen ist er auch schon angegangen —!“

Droben aber an der Schneid Klongen zwei und forchen. Wer zu dem Seinen kommen will, muß flink sein und die Augen aufmachen! Das wissen alle Fürsichtigen, das weiß auch er, Wotes wissender Warner — — —

Noch liegt des Winters Herrscherfaust über der Bergwelt. Armslang hangen die Eiszapfen am Wildbach in der Klamm, und der Schnee deckt Hang, Wand und Steig. In der alten Schirmtanne steht der Urhahn im Winterstand und nadelst seinen Standbaum ab. Wenn es die Sonne gut meint, zieht ein träumerisches Sehnen durch sein truhzig Hahnenherz. „Was die nur haben in ihrem Altsichtenhorst? Das ist ein Hin und Her, ein Geklonge und Gekorche —!“

„Was hast du gekörcht, alter Kappel? Was wir haben, was es gibt? Hochzeit gibt's, — aber lass' dir sagen: für euch hat's noch gute Weise, bis euch der Lanks kommt und den drunten im Tal! Es kommen noch schlechte Tage, aber

mir tut's nichts, ich schere mich nicht darum. Aber es kommen noch schlechte Tage, ich kenne das, ich, Wotes wissender Warner — — —

Der Kolk-, Edel-, Joch-, große und Nasrabe, *Coryvus corax L.*, ist nach Rabentränenart einfarbig schwarz. Mit Eintritt der Geschlechtsreife, kaum vor dem zehnten Jahre, erhält das Männchen einen mit zunehmendem Alter immer lebhafter werdenden violetten und wohl auch grünlichen Schiller. Auch der starke, über die Stirne 7,5 Zentimeter messende Schnabel und die Füße sind schwarz. Bei einer Klasterteite von 1.20 Meter Höchstaß besitzt der Kolk- rabe als der stärkste seiner Sippe eine Länge von 60 Zentimeter und darüber. Die stärksten Stücke entstammen, wie beim Auerwild, dem das Leben verlängern den Hochgebirge und der kulturfernen Wildnis.

Der Kolk- rabe ist Allerweltbewohner. Außer in Australien findet er sich in allen Erdteilen, als Stand- und Strichvogel, wenig gesellig, meist als Eigenbrödler einzeln für sich oder später, gepaart, mit dem Paarvogel lebend. Im Flachland gesellt er sich zur Winterszeit wohl auch zu anderen Rabenvögeln, unter denen er aber seine Selbstständigkeit durchaus wahr. Im Hochgebirge trifft man ihn nur mit dem Paarvogel oder allein.

Durch eifrige Nachstellungen früherer Jahre ist er im Flachlande fast durchweg selten geworden. In den letzten Jahren ist ihm fast überall Schutz erwirkt, und so horstet er stellenweise wohl gar in der Nähe des Menschen. Diesen weiß er übrigens auch im Hochgebirge genau zu nehmen, wie er genommen zu werden verdient. Den Semmen, die Semmerin, den Hiltbua scheut er so wenig, wie das Treiben um die Almhütte, den Jäger beobachtet er mit Vorsicht, auch wo ihm niemals nachgestellt wird. Gleichwohl verfolgt er das Tun und Treiben des Jägers mit Aufmerksamkeit, gleich dem revierenden Habicht, Bussard oder Sperber im flachen Lande. Schwer erreichbares, geschossenes Wild findet der Berg- rabe rasch und sicher und geht es an, wie er denn gleich dem Adler überall auch auf fallwild und Luder fällt. Sein großes Revier überstreicht er täglich und kommt, wenigstens im Winter, tief in die Täler herab. Den Hochgebirgs- raben habe ich indessen noch nie über die Vorberge hinaus ins flache Land streichen sehen, und ich komme doch täglich mit dem Vogel zusammen. Sein Revier wahr jedes Paar für sich und kämpft jeden Eindringling beharrlich ab. Horstet Kolk- raben dennoch nahe beieinander, so bewohnen sie ihre Reviere eben exzentrisch. Bei dem hohen Alter, das der Kolk- rabe erreicht, — gefangene Stücke haben schon siebzig Jahre und darüber in Pflege gestanden, — bleiben die Paarvögel auf lange Jahre hinaus beieinander; wird doch ein Stück abgängig, so findet sich zur nächsten Horstzeit bestimmt Ersatz. Ungepaarte, jüngere Männchen streichen nach Adlerart unstet landauf, landab.

Als der hochbegabte Vogel, der der Kolk- rabe unbestreitbar ist, findet er sich mit jeder passenden Horstgelegenheit zweckentsprechend ab. Er horstet im Geselze, wie im Röhricht, mit Vorliebe aber doch auf hohen Bäumen. Der sehr große Horst wird meist auf lange Jahre hinaus beibehalten und zu jeder neuen Horstzeit nach Bedarf nachgebessert. Die Horstzeit fällt mitunter schon in den Januar, bestimmt in den Hornung, selten erst in den März. Die Höchstzahl der Eier beträgt sechs, drei, wohl auch vier, bilden die Regel. Die Eier messen 5,2 : 5,5 Zentimeter, sind bläulichgrün mit graulichen und bräunlichen Flecken, Tupfen und Wischen. Die Brütezeit beträgt 21 Tage. Die Jungvögel werden mit Eifer reichlich gezeit und bis zum nächsten Herbst mit Liebe und Sorgfalt geführt. Dann aber trennen sich die Jungvögel von den Alten.

Ohne Zweifel nützt der Kolk- rabe dem von ihm bewohnten Revier in mehrfacher Weise. Er vertilgt eine große Anzahl Kerbtiere in allen Entwicklungsstadien, dazu Mäusearten, Hamster, Kaninchen usw., und die Ausmerzung kranker und schwächlicher Stücke, sowie das Wegräumen von fallwild, muß ihm durchaus zu Gunsten rechnen. Daß ein so starker Großvogel als Allesfresser, besonders für die Niederjagd im Flachlande, auch seine Schattenseiten hat, darf füglich nicht wundern. Er schlägt Rehtige und Hasen,

diebt Gelege aus und schlägt Fasane, Rebhühner, Wachteln usw. Auch fischt er, — freilich fängt er auch die der Fischerei schädlichen Frösche in Masse weg, — und geht, wo sich Gelegenheit bietet, am Obste zu Schaden. Bei seinem vereinzelt Vorkommen wird der Kolkrabe jedoch meist zu ertragen sein.

Im Hochgebirge hört man nicht über ihn klagen, ob er gleich kranke Schafe und Lämmer gelegentlich angeht. Hoch brütenden Waldhühnern mag er zusehen, und auch Küken und Jungvögel bis zum etwa zweiten Lebensjahre haben an ihm einen Feind. Als Warner hat er dem Bergjäger schon manchen Nerger eingebrockt, aber trotzdem: gerade im Hochgebirge hat der Kolkrabe viele Freunde. Er ist auch im Ernstfall nur sehr schwer zu berücken, denn seine Schlaueit, List und Vorsicht verlassen ihn nie.

In der Gefangenschaft macht „Jakob“ viel Freude, verursacht aber ebensoviel Nerger, treibt allerhand mehr oder meist weniger angenehmen Schabernack und bleibt stets rechthaberisch und selbst gewalttätig. Im engen Raum ist die Gefangenschaft für den armen Schelm eine Qual, und hier kehrt er begreiflicherweise auch mehr seine unliebenswürdigen Seiten hervor.

Lasse man doch dem freien Revier den kapitalen Vogel mit dem stolzen Flug, den Edelkraben, Meister Kolk, Wotes wissenden Warner!



Ideale.

Von Marie Holzer.

In einem kleinen Orte im Salzburgerischen verbrachte ich einmal den Sommer. Die wunderbar hohen Bergspitzen der Alpen sehen in das kleine Thal, rauschende Wälder, dunkles Schweigen ringsum, grüne duftende Wiesen und im Ort am blauen See das Volk der Bauern, bieder und gottesfürchtig, fleißig, treu und ehrlich. Nur des Sonntags ruht die Arbeit und im Festtagsstaat wallfahren sie von weither zur kleinen Dorfkirche. Aus einsamen Geböten am Bergesrand, aus fernem Weilern. Die Männer mit dem frischen Hemdtragen in grünem Lodenwams und Hut, die Frauen in der breiten Seidenschürze und dem großen schwarzen Kopftuch, das zu zwei weiten Schmetterlingsflügeln funtivol geknotet ist. Und nach der Kirche, da lodt das Wirtshaus mit der Regelbahn, dem schäumenden Bier und bunten lärmenden Reden. Die Frauen gehen heimwärts zu Haus und Kind und Vieh. Der Mann verabsieht der Woche Mühen und gönnt seiner Seele, seinem Herzen, seiner Lebenslust einen Tag der Freude und des Frohsinns.

Auf meine Frage, ob die Frau denn nicht auch ein Stückchen Sonnenlicht brauche, sagte mir einer: „Ne, ne, die Frau muß immer daheim bleiben, muß immer bei der Hand sein, wie der Fesen in der Kammerede.“

Und unlängst blätterte ich in Ibsens Gedichten und fand dieses schöne, warme, lichte Lied: Dank: An meine Frau.

Ihr Schmerz war, wenn Nächte	Ihr Kreis ist der schwanken
Den Pfad mir verhüllt,	Erscheinungen Trost,
Ihr Glück, wenn die Nächte	Der meinen Gedanken
Mein Hoffen erfüllt.	Geflügelt entbroh.
Ihr Heim an dem Meere	Ihr Süchtes ist Walten
Der Freiheit liegt,	Der Blut meiner Brust:
Auf dem meine Fährte	Was harl mich erhalten,
Sich wiegelt und wieat.	Dat niemand gewußt.

Und weil Ihre Treue
Stets still sich beschied,
So aröß, und extreme
Zum Dank sie dies Lied.

Und wunderbar empfand ich die Stärke eines Gedankens, der in verschiedener Form, in verschiedener Tiefe und Weidkraft doch unsterblich in der Menschen Brust lebt. Was das Leben uns auch gebracht, was es gesündigt an dem Geist der Idee, wie wirtschaftliche Konstellationen die Frauen hinausgeißelt in den Existenzkampf, sie heimatlos gemacht und einsam, wie sie eine Gruppe hinausgewiesen aus dem fest eingefriedeten Bezirk, wo des Gesetzes Auge wacht und schützt, ins Dunkel der Nacht, so lebt doch jenseits der Realität, unbeirrt und unbeeinflusst von Erfahrung und Geschehen, ein Ideal, das man zu finden sucht, wie die blaue Blume.

Die Frau als Vestalin gedacht, die die Drifflamme des häuslichen Herdes, das heilige Feuer der Treue hüten soll, unentweat, unbeirrt. Und wenn der Mann davonfliegt manchmal, so soll ihm das Licht, das sie entzündet und ernährt, leuchten, so daß er wieder heimfindet nach wilden Abenteuern, nach Wegen, die ihn müde gemacht. Sie ist die Erhalterin des Heims, die Pflegerin der Kinder; was auch geschehen mag, sie muß auf ihrem Posten ausharren, wenn sie den Treuschwur geleistet, das war der Gedanke, das Leitmotiv, das die Familie, die Häuslichkeit ins Leben rief.

Eingefriedigt war der Frauen Herz, ein hohes Gitter umspannte ihre Gedanken und niemals stahl sich eines Wunsches ara Begehren über Wall und Mauer. Die Sitte sang ihr ein ewiges Schlummerlied. Niemals ein Erwachen, Niemals ein Aufen. Fern lagen ihr Gewitter und Sturm. Nur das warme, leuchtende Lied der Treue klang in ihrem Innern. Die Seele weitet sich nur im Gebet. Die Phantasie blüht nur auf im Denken an das Himmelreich. Hier ist sie Dienerin, hier hat sie eine heilige Mission zu erfüllen. Und dieser schöne Gedanke, den nicht die Prämissen des Lebens, den Manneswunsch und Manneslehnfucht geboren, lebt rings um uns, tief und fest, in tausend Variationen und wottet allen Geschehens.

Der Entwicklung Wege, des Reichthums Schätze, die Erkenntnis vom Irlichthum der Frauenseele haben das Ideal nicht zu erschüttern vermocht, das Wunsch und Hoffnung geboren und das immer wieder neu erstekt, auf dessen schwankem Grund täglich neue Häuser gebaut werden. Und alles Wissen scheitert an dem ehernen Fels des Glaubens, das jenes Priestertum tief, tief in der Natur der Frau begründet liegt, nicht das Gesetz und Sitte, Gebräuche und Wünsche sie so gefornt.

Wie das Wort Ideal — idoa — Nichtlinie bedeutet, so sind es immer Wünsche, die uns den Weg zu Idealen weisen, sie sind die ferne Antwort auf unseres Sehnsens leises oder lautes Fragen. Sind das Ziel, das uns Wünsche und Interessen führen. Und deshalb sind immer die Unsteten oder Hilfsbedürftigen diejenigen, die Ideale aussteden müssen, die, die ihr Ziel erreicht, oder deren erfüllte Wünsche keine Intensität mehr haben, die, die die Fahne senken müssen.



Ein Erlebnis.

Von Erich Schlaifjer.

Mein jüngster Knabe hat die Lesewut. Mit dem barbarisch gesunden Appetit der Jugend verschlingt er nahezu alles, was ihm in die Hände kommt. Hirnlos zusammengefaselter Schund, anständige Unterhaltungsware, ernsthafte erzählende Literatur, wissenschaftliche Werke: er kann sozusagen alles brauchen. Ich wunderte mich also garnicht, als ich eines Tages von einem mir völlig unbekanntem Mann einen Brief erhielt, in dem er mir mitteilte, daß mein Sohn von ihm ein Buch geliehen habe. Wohl aber wunderte ich mich über etwas anderes.

Der Mann war in dienender Stellung bei einer unserer Behörden. Ich wähle eine so allgemeine Ausdrucksweise, weil das kleine Vorkommnis mitten aus dem Leben stammt, und ich also keinen literarischen Stechbrief schreiben darf. Es war eine jener Stellungen, die im allgemeinen mit einfachen Militärärzten ohne sonderliche Schulbildung besetzt werden. Das Buch war ein kostspieliges wissenschaftlich-historisches Werk über die Befreiungskriege. Wie kam der Mann zu dem Buch? Außerdem war der Brief von einer gewandten Feder nicht nur in richtigem, sondern auch in gutem Deutsch geschrieben. Warum hatte der Mann mit der hieraus zu schließenden Schulbildung eine so einfache Stellung angenommen? Brief, Buch und Mann wollten nicht zusammenstimmen.

Im weiteren Verlauf der Angelegenheit wurde indes eine Unterredung notwendig, und so lernte ich ihn persönlich kennen. An einem Dezemberabend ging ich hin. Das Gäßchen bog von der allgemeinen Verkehrsader ab und war recht dunkel. Das große, massige Amtsgebäude aber, das mit einer gewissen imponierenden Wucht in der Dunkelheit lag, war leicht zu finden. Die Wohnung meines vermutlichen Militärärzters und wohlbestallten Dieners sollte im Keller liegen. Nachdem ich durch eine scharfsinnige

Umschau festgestellt hatte, wo der Keller des gewaltigen Gebäudekomplexes wohl zu einer menschlichen Wohnung dienen könnte, feuerte ich über den breiten Hofraum geradewegs darauf zu. Die Sache stimmte.

Auf mein Klingeln öffnete mir ein junger Mann, der mir mit einer Petroleumlampe ins Wohnzimmer leuchtete.

Mein erster Gedanke war: das ist kein Militärwärter. Dazu ist er viel zu jung. Wir nahmen also Platz und ich hielt es für keinen Raub an den gesellschaftlichen Sitten, daß ich ihm eine Zigarre anbot. Während das unvermeidliche Kraut angezündet wurde, gingen meine Augen flüchtig durchs Zimmer. In einer Ecke entdeckte ich ein Bücherbrett, vermochte aber über seine Natur nichts Näheres festzustellen. Der Mann saß mit einer stillen seelischen Bescheidenheit mir gegenüber und seine Worte schienen mir von einer inneren Wärme belebt zu sein. Wir erledigten die Sache mit dem entliehenen Buch, und es entspann sich dann zwischen uns das folgende Gespräch:

„Sie lesen gern?“

„O ja. Besonders über technische Dinge. Neue Erfindungen und so was.“

„Meinem Jungen hatten Sie aber doch ein historisches Buch geliehen?“

„Das hat mein verstorbener Bruder angeschafft.“

„Nun, vielleicht könnte ich Ihnen auch mit technischen und naturwissenschaftlichen Büchern dienen. Sie haben meinem Jungen ein Buch geliehen, und so ist es nicht mehr als Recht, daß ich auch Ihnen mit Lesestoff beispringe. Soll ich mein Bücherbrett einmal daraufhin ansehen?“

Er schien erfreut, aber gleichzeitig etwas verlegen.

„Es wird keinen rechten Zweck mehr haben. Ende Dezember oder spätestens in den ersten Tagen des Januar muß ich fort.“

„Nun, gut — wenn Sie zurückkommen!“

Er sah mich plötzlich mit einem ernsten Blick an.

„Ich gehe in den Krieg. Ich habe mich freiwillig gemeldet.“

„Sie haben wohl nicht gedient?“

„O, ja.“

„Aber Sie sind doch noch jung. Warum sind Sie denn nicht einfach eingezogen worden?“

„Hier,“ sagte er, und dabei hielt er mir seine linke Hand entgegen.

Ein gelinder Schauer durchrieselte mich: es kam zu unerwartet. Drei Finger fehlten. Nur der kleine Finger und der Zeigefinger waren noch vorhanden, und auch sie waren von irgend einem Unglück in Mitleidenschaft gezogen worden. Sie liefen in eine ganz unnatürliche Spitze aus.

„Ich bin Invalide,“ sagte er erläuternd.

„Wo haben Sie denn das bekommen?“ Mir wurde ganz weh ums Herz.

„Während meiner Dienstzeit am Geschütz. Ich bin Geschützführer bei der Marine.“

„Aber als Invalide können Sie doch keinen Dienst tun?“

„Im Frieden nicht. Ich kann beispielsweise nicht rudern. Ich kann ja mit der linken Hand das Ruder nicht halten.“

„Aber dann müssen Sie doch untauglich sein?“

„Im Frieden bin ich das auch. Aber nicht im Krieg.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ja, sehen Sie — im Krieg fallen ja die vielen Übungen des Friedens weg. Am Geschütz habe ich mit der linken Hand nur eine Kurbel zu drehen. Und das kann ich mit den beiden Fingern noch gut machen. Ich glaube, daß gute Geschützführer selten sind. Jedenfalls sind sie wichtig. Und so hat man mich genommen.“

Mir fiel jetzt die Volksstimmung bei Ausbruch des Krieges ein. Damals war der Druck der Not am stärksten und der Wunsch freiwillig zu helfen am weitesten verbreitet.

„Warum meldeten Sie sich nicht in den ersten schweren Wochen?“

„Damals durfte ich nicht.“

„Sie durften nicht?“

Er sah mich wieder mit einem ernsten Blick an.

„Meine alte Mutter lebte damals noch. Solange man derartige Verpflichtungen hat, darf man nach meiner Ansicht nicht. Im November haben wir sie aber begraben. Und von da an war ich frei.“

Also darum durfte er nicht! Man verliert im Friedensdienst fürs Vaterland den größten Teil der einen Hand; man sorgt sich um seine Mutter, solange sie lebt. Sobald man aber frei ist, bringt man dem Vaterland den Rest der Hand und den ganzen Menschen dazu. Ein Invalide ist zwar im Frieden untauglich, aber nicht im Kriege. Wo war ich im Grunde? War ich noch immer in der Kellerwohnung eines jungen Menschen, der als Invalide eine bescheidene Dienerschaft bekommen hatte? Warum tickte dan Wanduhr mit einem Mal so laut? War es so still geworden?

„Wissen Sie,“ sagte ich, als wir draußen im Hof von einander Abschied nahmen, „Sie könnten mir ihre Feldadresse schicken. An Bord können Sie vielleicht erst recht Bücher, Tageszeitungen, Zeitschriften und dergleichen gebrauchen. Ich habe schon zwei Blaujaken, die ich auf diese Weise versorge. Haben Sie Lust, der Dritte zu sein?“

„Na und ob! Was man körperlich braucht, hat man ja an Bord. So 'n bißchen zu lesen wäre schon das Richtige.“

„Also abgemacht. Sie schicken mir ihre Adresse und ich schicke ihnen allerhand Gedrucktes. Und nun vor allen Dingen: kommen Sie gesund zurück.“

Er lächelte.

„Ja, das ist ja nun die große Frage. Wenn dem Schiff etwas passiert, ist für uns Geschützführer nur wenig Aussicht auf Rettung. Man muß mit dem Leben abschließen, wenn man so etwas unternimmt. Das habe ich jedenfalls getan.“

„Damit haben Sie auch recht gehabt. Trotzdem aber: Gott verläßt keinen Deutschen und am wenigsten einen so guten wie Sie. Wir wollen uns die Hand darauf reichen, daß Sie gesund und munter wiederkommen.“

„Das können wir machen.“

„Ein kräftiger Händedruck und ich stand plötzlich wieder draußen in der dunklen Seitengasse. Wie ich so schnell über den großen Hofraum gekommen war, wußte ich selber nicht. Wahrscheinlich, weil in mir eine Melodie erwacht war, die mich trug.“



Schicksal.

Skizze von Eva Frohn.

Es wurde Abend. Wieder neigte sich ein schwerer Tag voll Kampf und Mühsal seinem Ende zu, seltener fielen die Schiffe, zögernder kamen die Granaten mit sauselndem Pfeifen und dann verstummten sie ganz. Aber noch war die Arbeit nicht getan, wenigstens nicht für Oberleutnant Schumanns 4. Kompanie, die heute die Aufräumungsarbeiten zu tun hatte. Ein trauriges Werk. Feucht und kalt schnob der Wind, Regenschauer brachen aus den Wolken und durchnäßten die Soldatenmäntel in kurzer Zeit, so daß sie schwer um die Glieder schlugen. In einem eroberten Schützengraben sah es schaurig aus. Nebeneinander lagen die Leute, Deutsche und Franzosen, fast alle tot; nur selten regte sich einer, ächzte, rief leise um Hilfe. Vereint mit den Sanitätern, die mit Traggbahnen und Verbandzeug gekommen waren, wurden die Verwundeten hervorgezogen, beim Schein der kleinen, elektrischen Lampchen verbunden und zurückgebracht. Seitlich davon gruben Soldaten zwei Gräber, eins für die Deutschen, eins für die Franzosen. Leise wurde die Arbeit getan, nur manchmal flirrte ein Spaten auf einen Stein im Erdreich.

Da plötzlich wurde die Stille jäh unterbrochen, ein Schuß dröhnte, verhallte, aufgeregte Stimmen wurden laut. Oberleutnant Schumann eilte herbei: „Was ist los? Wer hat geschossen?“ Angestrengt suchten seine Augen das Dunkel zu durchdringen. Ein Trupp Soldaten kam heran,

sie trugen eine Bahre in ihrer Mitte, eine dunkle Gestalt war darauf gebettet. Der Feldwebel trat vor und meldete mit halberstimmter Stimme: „Unsern Leutnant Lenker, — unsern kleinen Leutnant Lenker hat er, — hat er erschossen, der verdammte Franzos.“

Der Oberleutnant stürzte vor, kniete an der Bahre nieder, sah in ein blutjunges, totenblaßes Gesicht. „Lenker,“ stammelte er, „Junge,“ beugte sich über den regungslosen Körper und horchte an der Brust; dann richtete er sich langsam auf und strich leise mit der Hand über die großen, erstaunten, offenen Kinderaugen. Mühsam fragte er: „Wie ist es geschehen, Feldwebel?“ Der fuhr sich mit der Hand über die Augen, räusperte sich und berichtete: „Ein Franzos war's, jammerte um Wasser, und Leutnant Lenker gab ihm zu trinken, aus seiner eigenen Feldflasche; der Kerl trank, und dann schoß er, traf unsern kleinen Leutnant mitten ins Herz. Paß, verfluchtes!“ Schumann biß die Zähne zusammen. „Was ist mit dem Hund geschehen?“ „Totgeschlagen, mit dem Kolben.“ „Ist gut.“ Der Feldwebel trat weg.

Eine Stunde später rollte in stiller Nacht die Salve über das Grab des kleinen Leutnant Lenker.

Oberleutnant Schumann litt um den jungen Offizier, den er lieb gehabt hatte, dann trat auch dieser Schmerz vor den Anforderungen des Tages zurück. Der Kampf war bitter hart, Schritt um Schritt nur ging es vorwärts, jeder Fußbreit Boden wurde mit Blut erkauft, dem kleinen Lenker waren viele Kameraden gefolgt.

Dann kam ein Abend. — — Das Schießen hatte aufgehört, Dämmerung hatte sich herabgesenkt. Oberleutnant Schumann war aus seinem Schützengraben geklettert, um nach einigen seiner Leute zu sehen, die im nächsten Graben lagen. Da drang eine klagende Stimme an sein Ohr: „de l'eau, de l'eau, oh, j'ai soif.“ Vor den Augen des Mannes stand plötzlich das Bild jener Nacht, er sah das bleiche Gesicht des jungen Offiziers greifbar deutlich: „Verdammtes Paß!“ murmelte er und schritt weiter. Aber die klagende Stimme folgte ihm nach: „de l'eau, de l'eau.“ Zögernd machte er kehrt, ging der Stimme nach, sah einen französischen Soldaten unter einem Busche liegen. Es war noch hell genug, um seine Züge zu erkennen, das Gesicht war verzerrt, Schweißtropfen standen auf der Stirn, verzweifelt blickten die dunklen Augen, die Arme hingen schlaff an beiden Seiten herunter und ein kurzer Blick überzeugte den Offizier, daß die Hände leer waren. Da beugte er sich stumm und reichte dem Verwundeten zu trinken: Dankbar sah der auf und murmelte: „que Dieu vous benisse,“ und trank durstig bis zum letzten Tropfen. Oberleutnant Schumann richtete sich in die Höhe, da sah er, wie der Franzose plötzlich mit der Rechten in den Waffenrock fuhr. „Verdammt!“ Blühschnell zog der Oberleutnant seinen Revolver, zielte, schoß. In den Kopf getroffen sank der Franzose zurück. „Dies Mal bin ich dir zuvorgekommen, du Hund,“ knirschte er zwischen den Zähnen. Ingrimmt betrachtete er den Toten. Der lag auf dem Rücken, die verglasten Augen starrten nach dem Himmel, die Hand, die vielleicht noch die todbringende Waffe hielt, steckte im Rock. Von einer merkwürdigen Neugierde getrieben, zog der Oberleutnant den steifen Arm heraus. Die Finger des Toten hielten krampfhaft etwas umfaßt — — eine Waffe war es nicht. Was der Offizier vor seinen weit geöffneten Augen sah, war ein Bild, das Bild einer jungen Frau mit zwei süßen, kleinen Kindern. „Oh!“ Mit einem wehen Laut brach Oberleutnant Schumann in die Knie und was er in all' den Kriegswochen nicht getan, beim herbsten Verlust seiner Kameraden, das tat er jetzt: er weinte, weinte bitterlich.

Die Wochen gingen. Oberleutnant Schumann konnte nicht vergessen; er sah die starren Finger des Toten um das Bild gekrampft, fühlte die Augen der Frau, der beiden Kinder stumm, vorwurfsvoll auf sich gerichtet, und es war ihm, als könne er die Last dieser Tat in seinem ganzen Leben nicht mehr von sich werfen.

Er brauchte die Last nicht lange zu tragen. Bei einem nächtlichen Sturmangriff ist er gefallen.

Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Deutsche Worte.

Der Wert eines Volkes liegt in der organischen Vereinigung der einer Reihe von Menschen eigentümlichen natürlichen Kraft mit einer ihnen allen genehmen geschichtlichen Aufgabe.

Das Volk spricht garnicht, wenn die einzelnen Individuen sprechen, aus denen das Volk besteht. Das Volk spricht nur dann, wenn die Volkheit — es freut mich, diesen sehr passenden, aber vergessenen Ausdruck Goethes zu benutzen — in den Individuen zu Worte kommt: das heißt, wenn das Bewußtsein den allen einzelnen gemeinsamen Grund- und Stammmatur wach und sich über ihr Verhältnis zu großen Tatsachen der Geschichte klar wird.

Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte.

Die Elektrizität in der Weltgeschichte wird nur von Höhen angezogen: Maulwurfsbauten sind vor jeder Art Blitz sicher.

Deutschland kann nur einig werden durch gemeinsame Arbeit, vorausgesetzt, daß diese Arbeit die ganze Nation in Anspruch nimmt. Denn nur diese Arbeit wird alle Kräfte wecken und alle nicht zum Wesen der Deutschen gehörigen, sondern durch ein beispielloses Mißgeschick ihnen aufgebürdeten fremden Stoffe abstoßen.

Die Kraft der Menschen und der Nationen liegt in der Sucht und der Opferfähigkeit.

Ein Vaterland gehört in die Zahl der ethischen Mächte, und darum können seine Angelegenheiten nicht vom Regierungstische aus, sondern nur durch das ethische Pathos aller seiner Kinder besorgt werden. Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen: jeder einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke seines Lebens persönlich verantwortlich erachtet, jeder einzelne ein Held und Befreier, wenn er es tut.

Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne, ohne ein neues Ideal. Möge es bedenken, daß wirkliches Leben von unten auf, nicht von oben her wächst, daß es erworben, nicht gegeben wird.

Paul de Lagarde.

Der Tscherekenfürst.

Nach einigen ziemlich langweiligen Wochen erhielt ich in Casinawl, südlich Bielizka, den Befehl, irgendetwas durch die russische Front, nach Osten, an den Dunajec bis zu seiner Mündung in die Weichsel zu reiten. Ich habe, um hinter die russische Front zu kommen, natürlich zuerst das Ende ihres Flügel gesucht, bin daher über die Bestiden geritten, über Berge von tausend Meter Höhe, durch Wälder, zum Teil ohne Wege, bei Nacht, und war so am nächsten Tag schon hinter der Front: ich bin dann, um nicht gesehen und aufgehalten zu werden, wieder untertags auf Waldwegen über die Gebirge, meistens zu Fuß gegangen, und nur bei Nacht auf den Straßen geritten, und habe meinen Leuten statt ihrer sehr charakteristischen Kopfbedeckung schwarze Fudelhäuben in einem Dorfe gekauft. Auf diesem Wege traf ich einen anderen Offizier, der eine ganz ähnliche Aufgabe hatte, und so vereinigten wir uns und zogen gemeinsam weiter. Nun waren wir vierundzwanzig Reiter stark, nur zwei von ihnen konnten Polnisch, Russisch keiner.

Zum erstenmal haben mich die Kosaken in der Gegend von Uszew, südlich Brzesko, erwischt, und einen ganzen Tag gejagt, sie kamen von allen Seiten; in der Nacht brach ich dort durch die Wälder und kam beim russischen Kommando in Brzesko an der großen Straße von Bochnia nach Tarnow vorbei an den Dunajec. Dort mußte ich einen Tag lang bleiben, um meine kleinen Patrouillen, die ich an alle möglichen Uebergangspunkte an die Weichsel und den Dunajec geschickt hatte, mit ihrer Meldung zu erwarten. Ich selbst quartierte mich mit ein paar Reitern in einem Meierhofs ein, wo ich neun russische Infanteristen fand und unschädlich machte, damit sie meinen Aufenthalt nicht verraten konnten. Vor meinem Meierhof stellte ich einen Doppelposten auf, mit dem Befehl, niemand durchzulassen. Auf drei Kilometer von mir in Esczurova war nämlich eine russische Infanteriedivision einquartiert, und so war mein Standpunkt ziemlich gefährlich; ich mußte rücksichtslos sein. Alles, was meinen Meierhof passierte, wurde gefangen; es gab viel zu tun; zum Beispiel kam ein Offizier mit zwanzig Stück Vieh und drei Wagen, mit der nötigen Begleitmannschaft. Ich machte mich bei den Bauern beliebt und verteilte diesen Transport unter sie; dafür haben sie mir dann die Reichen ein-

gegraben. So ist ein Troika in meinen Besitz gekommen, und bei einem Offizier fand ich auch eine ordne de bataille der russischen Armee südlich der Weichsel. So verging der Tag bis zum Abend; mittlerweile trafen meine Patrouillen nacheinander ein und haben konstatiert, daß sich die Russen von Norden nach Süden über drei Brücken verschoben. Nun hieß es so schnell als möglich zum Armeekommando zu kommen, denn diese Meldung war wirklich dringend. Nun kam der schwerste Teil der Arbeit. Ich war am Samstag abend um vier Uhr abgeritten, ritt die ganze Nacht an russischen Trains und später an Truppenkolonnen entlang, da ich keine Zeit hatte, mich jetzt noch durchzuschleichen. Einen Kosaken hatte ich mit mir genommen, der mir in den Tod ergeben war und die ganze Nacht vor mir herreitend, auf Russisch in die Kolonnen hineinschimpfte, seinem Fürsten mit dem Gefolge Platz zu machen. Er hat zahllose Knutenhiebe ausgeleitet, und so ging die Jagd in Trab und Galopp durch die ganze Nacht. Eine russische Feldwache mahnen wir noch um den Weg fragen, und einen russischen Train um ein Reserverpferd bitten, da mir eines trumm geworden war. Am nächsten Tag um elf Uhr vormittags erreichte ich unser erstes Feldtelephon und sprach mit dem Armeekommando. Geritten sind wir damals hundertdreißig Kilometer in einundhalb Tagen. Der Kosak, der mich so brav geführt hat, hat um Aufnahme in meine Schwadron, und hat sich dort sehr gut bewährt. (Zett. 34.)

Die treuen Sanitätshunde.

Fünf Kilometer bis P., in den Argonnen, ist heute unsere tapfere Division vorgerückt. Schwere Kämpfe waren es. Nun, 8½ Uhr abends, Ruhe. Ruhe? Nun ja, das vereinselte Geschützfeuer summt doch nur das gewohnte Abendlied. Endlich auch für uns Sanitätshundführer Befehl, die große Waldschlacht westlich K. anzufangen. Meyer mit Wax und ich mit Tasso arbeiten bei etwa 300 Meter Abstand nebeneinander. Darum langsam vorgehen, um keinen Braven zu übergeben! Gewiß nicht leicht in dem dicht mit Unterholz bedeckten, von Gräben und Schützgräben durchschnittenen Bergwald. Uns folgen je sechs Krankenträger der . . . Sanitätskompanie mit Tragbahnen. Also vorwärts! Um uns tiefstes Dunkel, Sturm und peitschender Regen, so daß ein schwacher Silberneul unser Ohr nicht erreicht. Aber, wo ist Tasso? Gibt er nicht rechts von uns Laut? Halt! Dorch! — Nichtig! Schnell dahin! „So brav, Tasso, so brav!“ Der Schein der elektrischen Lampe beleuchtet im Dickicht einen schwerverwundeten Deutschen. Bedenschuh! Tasso gibt vom Platz noch Laut, bis wir heran sind. Seinen Reiter liebtest du dankbar der tapfere Krieger. „Wie oft habe ich gerufen seit heute früh! Fast aller Hoffnung bar, als die große Stille um mich eintrat! Gutes Tier.“ sagt er noch leise, bevor die Ohnmacht ihn umfängt. Zwei Leute bringen ihn zurück.

„Tasso, revier!“ Fort ist er. Da — schon wieder Laut. In ein Gewirr von abgeschossenen, zersplitterten Ästen und Sträuchern müssen wir hinein. Beieinander drei Mann einer deutschen Patrouille: zwei sehen des Vaterlandes Aufstiege, die liebe Heimat nicht wieder. Von Granaten zerrissen. Der dritte bewußtlos durch den Blutverlust, fiebernd; rechtes Knie zerschmettert. Er wird zurückgebracht.

Da, Laut von Wax gegeben; vor uns geradeaus! Wir müssen also wieder rechts. Ein Graben, ein Waldweg wird passiert, und schon gibt auch Tasso nach kurzer Zeit wieder Standlaut. An einem kleinen Wildbach ein toter Buave und ein toter französischer Infanterist, unweit ein verwundeter deutscher Jäger. Lungenschuh, dazu Baionettstich im rechten Unterschenkel. Seiner Gegner hat er sich noch gerade entwehrt; aber sein Bemühen, einen Verband anzulegen, ist vorzeitig unterbrochen. Nur zweimal ist die Binde umgerollt, den Händen entlitten.

Nun zurück, zum Verbandplatz, neue Träger zu holen. Bald sind wir zurück. Stolz sein Bewußtsein erfüllt uns nach dem ersten Erfolg. Fluas weiter! Noch einmal kehren wir nach dem Kompak erfolgreich zum Verbandplatz zurück. Immer größer werden die Entfernungen. Von Müdigkeit keine Spur. Durchnäht, zerschunden. — Wer spürt's? Die Pflicht, die Kameradschaft, sie läßt es uns nicht empfinden. — Und als der Morgen, durch Regen, Sturm und Nebel graut, sind 12 Verwundete durch Tasso gefunden und nun sicher geborgen. Ob sie wohl in ihrem Leben ihren braven Reiter vergessen? Sie und die Lieben dabei? — „Meyer, wieviel hat Wax?“ Nur neune zwar, doch nur vorläufig. Aber Leutnant will seinen Reiter aus der Not, meinen Wax, am liebsten bei sich behalten; es geht nicht, es sind der Hilfsbedürftigen noch so viel. Wax schrie fast, so habe ich ihn vor Glück gedrückt. Unsere Vorarbeit, so mühsam sie bei der Meldestelle des Deutschen Vereins für Sanitätshunde war, sie ist doch die Grundlage gewesen! Und bald, nicht wahr, Kamerad, helfen wir wie zuvor. Nur ein Stündchen Rast! (Südd. 34.)

Berschlüftet.

Ich war mittags 12 Uhr vom Vorpostendienst zurückgekommen, von einem Posten, der etwa 50 Meter von dem Feinde entfernt liegt und den ich als Unteroffizier — 24 Stunden lang — mit 6 Mann bezogen hatte. Der Kaffee war gerade gekommen. Ich war eben dabei, wegen des schönen, warmen Wetters meinen Imbiß im Freien zu genießen. Aber eine gewisse Unruhe lag in mir: mich zog es geradezu in meine Deckung hinein. Ich sagte zu meinen Kameraden: „Ich glaube, die französische Artillerie schießt gleich wieder.“ Sprach es und setzte mich in meine Höhlenwohnung hinein. Keine Minute dauerte es. Wiederum ganz unverhofft dröhnte und krachte es vor und hinter uns, als sei die ganze Hölle losgelassen worden, genau auf meine Stellung. Der Luftdruck einer ganz in der Nähe freipierenden Granate schleuderte meinen Kameraden direkt in unsere Deckung. Beide kauerten wir uns in eine Ecke, möglichst nahe zusammen. Wieder war alles lautlos. Es war jedoch die Ruhe vor dem Sturm. Ich ahnte es. Nach etwa 5 Minuten prasselte wiederum der verderbliche Eisenhagel nieder, diesmal aber stärker wie zuvor. Gleich die erste Granate mußte es gewesen sein, die so ein Franzmann mir gewidmet hatte. Ich hörte bloß noch einen obenbetäubenden Krach — ein Splittern — dann einen heftigen Schlag auf meinen Kopf — finstler war es um uns und alles ruhig. Auch draußen der böse Feind schwieg wieder. Sekundenlang mag wohl meine Betäubung angehalten haben. Da plötzlich erwachte in mir auch schon neues Leben. Ob ich verwundet sei, oder was sonst mit mir geschehen war, überdachte ich nicht. Nur ein Gedanke beherrschte mich: Luft, Luft! Und zwar sofort, sonst ist es aus! Das Dach, die Balken, das Erdreich, das alles lag auf mir; beengte mir die Brust und wollte mir bald die Beine zerdrücken. Noch übler war mein Kamerad, der Mediziner, daran, der noch unter mir lag und heftig stöhnte. Mit unmenslicher Kraft drückte ich nach oben. In meiner großen Freude hatte ich auch mehr Erfolg, als ich glaubte. Direkt an meinem Kopf lag bloß Dachpappe mit etwas Erde darauf, die bald meinen Bemühungen nachgab. Gott sei Dank! Ich konnte ein Stück blauen Himmel sehen. Es konnte also auch Luft zu uns Verschlüfteten. Mit Leibeskraft schrie ich sofort um Hilfe. Und nicht lange dauerte es, so eilten schon einige wackere Helfer herbei. Ein fieberhaftes Ausgraben begann, da jedermann glaubte, die feindliche Artillerie würde bald wieder losziehen. Bewegungen konnte ich mich kaum, da ich zwischen zwei Balken mit beiden Füßen eingeklemmt war und ich meinem Unglücksgefährten sonst die Luft abgeschnitten hätte. Nach langem Bemühen gelang es endlich unseren Reitern, uns zwei Verschlüftete vollends ans Tageslicht zu befördern. Es war aber auch für meinen Kameraden die höchste Zeit, da er es nicht mehr lange ausgehalten hätte. Ich freute mich, daß ich den Mediziner noch retten konnte.



Luftige Ecke.

„Hatte das Stück einen glücklichen Schluß?“ — „Daran können Sie sich verlassen. Von der Galerie traf einer den Intriganten mitten ins Gesicht mit einer Tomate.“

Ein Tourist in den Bergen von Tennessee ab eines Tages bei einem mürrischen alten Bergbewohner zu Mittag, der eine Viertelstunde lang über die schlechten Zeiten stöhnte. „Aber Mann,“ sagte der Tourist, „Sie sollten doch haufenweise Geld machen können, indem Sie Mais nach den nördlichen Märkten verschiffen.“ — „Ja, das sollte ich wohl,“ war die mürrische Antwort. — „Sie haben doch wohl das Land und können auch die Saat kriegen?“ — „Ja, ich denke.“ — „Warum geben Sie denn also nicht an die Sache heran?“ — „Dat keinen Zweck, Fremdling,“ war die betrübte Entgegnung des alten Murrkopfes, „meine Alte ist zu faul, das Pflügen und Säen zu befordern.“

Mutter: „Gans, was ist denn mit Karlchen los?“ — Gans: „Er heult, weil ich meinen Kuchen esse und ihm nichts abgeben will.“ — Mutter: „Ist sein eigenes Stück denn aufgegessen?“ — Gans: „Ja, und wie ich das ah, hat er auch geheult.“ — „Gehört Bombat das Haus, in dem er wohnt, oder wohnt er nur zur Miete?“ — „Nur zur Miete.“ — „Woher wissen Sie das?“ — „Ich weiß es. Er reißt die Streichhölzer an den Wänden an.“